

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 36 (1931-1932)
Heft: 20

Artikel: Ferienkind
Autor: Egger, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-312618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

müssen, hat lange schon gedauert, die Spannung will unerträglich werden.

Wohl ist der Weg vom Misstrauen zum *Vertrauen* mühsam und schwer, aber wo so Gewaltiges auf dem Spiele steht, sollte er fest und rasch durchschritten werden. Die Mittel *müssen* frei gemacht werden zur Rettung der dem Untergang entgegentreibenden Menschen.

Die Stunde der Einsicht muss kommen, da *der Mensch*, da *sein Glück*, endlich wieder im Mittelpunkt aller Interessen steht.

Niemals kann die Anhäufung von Milliarden, niemals können die grossen Erfindungen *Selbstzweck* sein, niemals dürfen sie Mittel der Zerstörung von Gut und Menschenleben sein, sie haben nur Sinn und Berechtigung, wenn sie dem Menschen helfen zum Aufbau seines kurzen Lebensglückes und zur Erfüllung seiner Bestimmung hinieden.

Es gilt den « Weg zurück » anzutreten, den Fehlleitungen aller Art die arme Menschheit geführt haben. Nicht indem ein Volk dem andern den Fuss auf den Nacken setzt, soll es stark und mächtig werden, sondern durch die Einkehr bei sich selbst und durch Verwendung der Mittel für die « Idee der Nachkommenschaft und der Artvervollkommnung ». So darf der friedliche Wettbewerb einsetzen, wer es weiter bringt in der Bekämpfung der innern Feinde: Der selbstsüchtigen Gier, des vielen Krankmachenden, der Untüchtigkeit und Unaufrichtigkeit. Dann soll jeder sein bescheiden Teil in Frieden hinnehmen dürfen und frohe und gesunde Jugend müsste den Beweis bilden, dass die grössere Familie, der Staat, seine Pflicht und Aufgabe klar erfasst hat.

Unter wehenden Fahnen, weiss gekleidet und mit Blumen geschmückt sahen wir neulich die nach vielen Tausenden zählende Schülerschaft einer Schweizerstadt durch die Strassen ziehen, mit Rührung und Stolz haben wir auf dies Volk der Zukunft geblickt. Es hat dann emporgejubelt zum ruhig in der Luft stehenden Luftschiff, zu den schwebenden Flugzeugen als den friedlichen Boten aus Nachbarland und Heimat. Mögen alle guten Geister von Lausanne und Genf und die Gedanken der Besten aus allen Völkern als den Dienern des Lenkers der Geschichte, dieser Jugend den Weg bahnen zu kraftvoll friedlichem Aufstieg.

In diesem Wunsche fühlen wir Schulleute uns einig, die wir so schwer mittragen, am Schicksal, unter dem unsere Schüler und deren Familien leiden.

Ferienkind.

Nun erzähle ich Euch eine Geschichte von einem Christel, das weit weg im Böhmerland zu Hause ist.

Vor vielen Jahren, als es noch ganz klein war, kehrte sein Vater aus dem Krieg heim in die grosse prächtige Stadt Prag, die nun so arm geworden war. Er stieg eine breite und steile Gasse hinan, die Fochowa hiess, bog zu oberst an der Tramhaltestelle links ab und suchte eines der düsteren Häuser auf, wo sein Christel liegen musste. Er hatte das kleine Kind noch nie gesehen. Vom Steigen in der Fochowagasse war er viel erschöpfter als ehemals nach einer Kletterei in den hohen Bergen.

Als er durch den Lichthof des Hauses schritt, schrillte das Stimmlein seiner Christel aus einem hochgelegenen Fenster. Er zählte zehn Treppen zu seiner Wohnung. Niemand begegnete ihm, ausser kleinen Kindern, die ihn

blöde anlächelten, und einer Flurnachbarin, die ihn nicht wieder erkannte. Als er sie grüsste, « ich bin Hulitsch », da rief sie entsetzt aus, indem sie die Hände zusammenschlug: « Hulitsch! Du grosser Gott, wer würde Sie noch erkennen. Sie gehören wohl eher ins Lazarett als nach Hause. » « Ich hatte einen Lungenschuss », gab Christels Vater kurz zurück, « aber er ist ganz ausgeheilt. » Und er stieg die zehnte Treppe zu Ende, immer der schreienden Kinderstimme entgegen. Bei jedem Schritt musste er schier umsinken. Schweiss stand ihm auf der Stirn, trotzdem es Herbst wurde und schon recht kühl war.

Christels Mutter war nicht zu Hause. Sie ging tagsüber auf Arbeit, wenn sie welche fand. Diesen Morgen war ihr keine Zeit mehr verblieben, das Kind in die Krippe zu bringen. So hütete nun ein zehnjähriges Mädchen von unten das kleine Wurm.

Der Vater nahm sein Christel in die Arme. Er verspürte die Wärme des Körperchens durch die schlechten Ueberreste seiner feldgrauen Uniform hindurch.

* * *

Christel fürchtete sich zuerst vor dem fremden Mann, der sein Vater war. Aber schliesslich war es dann doch zutraulich geworden.

Im kommenden Winter damals starb der Vater. Mit seinem Lungenschuss, den er ausgeheilt glaubte, und mit seiner grossen Erschöpfung war er schon im Herbst dem Tod verfallen gewesen.

Nun kam eine bittere Zeit für Christels Mutter. Sie ging in die Fabrik. Aber da gab es Streik, und daraufhin wurden fast alle entlassen. Sie suchte weiter, fand hie und da ein paar Wochen Verdienst und wurde immer wieder arbeitslos. Von Armenunterstützung war kaum die Rede. Anstatt dass nun Christel wachsen konnte, wie Kinder etwa wachsen, wurde es dünn wie ein Spinnlein und blieb von seinem zweiten bis ins vierte Jahr hinein fast genau gleich gross.

Als es sechs Jahre alt war und noch immer nicht recht gehen konnte mit seinen schwachen Beinchen, da geschah etwas, das die ganze Familie und die ganze Nachbarschaft in Aufregung brachte. Es bleibt hier noch zu sagen, dass die Mutter wieder geheiratet hatte, und im Hause waren nun drei jüngere Geschwister. Der neue Vater erhielt ebensowenig Arbeit wie die Mutter, obschon er ein braver Mann war wie Hulitsch gewesen war. Immer wieder mussten Fabriken den Betrieb schliessen und die fleissigsten Leute auf die Gasse stellen. Christel kam es anfangs hart an, mit den Geschwistern jedes Stück Brot zu teilen. Alle vier Kinder sahen grau und schwächlich aus, weil sie immer in dem düsteren Hofhaus mitten in der Großstadt lebten und kaum recht wussten, wie ein Grashalm aussah. Aber Christel war von allen noch am ärgsten dran, und mit der Zeit lernte sie, vor allem für die Kleinen zu sorgen und erst dann an sich selbst zu denken.

Wir sagten vorhin, dass etwas Wichtiges geschah, als das Kind ins siebente Jahr ging. Da kam eines Tages die Fürsorgerin alle zehn Treppen hoch und meldete, dass Christel Hulitsch mit einem Ferienkindertransport in die Schweiz reisen dürfe. Einen Monat später fuhr unser Christel weg.

* * *

Und nun sind es wiederum viele Jahre her seit damals. Inzwischen reisten Joseph, Trin und Käthe, die Geschwister, ein paarmal in die Berge und kamen mit festeren Gliedern, aufgeweckteren Augen und röteren Wangen

zurück. Nur Christels Lippen blieben so blass wie seine dünnen Oehrchen. Christel blieb beständig zu Hause. Weil es die Aelteste war, musste es überall aushelfen. Mutter und Vater konnten sich schon nicht mehr vorstellen, wie man ohne das Kind auskäme. Wenn die Mutter in der Fabrik oder als Wäscherin Arbeit fand, war ausser Christel niemand daheim, der kochen konnte, die Stube aufräumen und die losen Knöpfe an den Kitteln und Röcklein der Kleinen festnähen. Oft sogar, wenn die Mutter sich nach schwerem Tagewerk ans Flicken machte und um zehn Uhr mahnte, « jetzt geh' zu Bett, Kind », dann sah Christel sie gross an: « Ich kann doch nicht, der Joseph muss noch sein Hemd haben. » Oder der Trin fehlten Strümpfe. Käthe verlor ihre Schürze. Man musste einen alten Leinwandfetzen zu einer Schürze schneiden.

Bei diesem Leben bekam unser Kind aufgeregte Augen, ein immer bleicheres Spitzmausgesichtlein und fiebrige Hände, die sich auch im Schläfe nicht stillhalten konnten. Der Schlaf war auch viel zu kurz und zu dünn, und Christel träumte nur von abgerissenen Knöpfen, angebrannter Suppe, gefaulten Aepfeln und vom Schullesebuch, das man neben dem Kartoffelschälen aufschlug. Etwas anderes als schwarzen Kaffee, Kartoffeln, dünne Suppe und hie und da ein paar Aepfelschnitze gab es nicht. Brot hatte man die längste Zeit nicht mehr gesehen.

Da geschah neuerdings ein unerhörtes Glück. Vor den Sommerferien kam der Schularzt in die Klasse. Er untersuchte jedes einzelne Kind und überblickte dann alle. Christel spielte mit einem Griffel, damit man ihm nicht ansah, wie heftig es sich in die Ferienkolonie wünschte und wie sehr es davor zitterte, übergangen zu werden. Schon hatte es bemerkt, dass seine vier Nachbarinnen auf der Liste standen. « Wenn ich auch...? » Der Atem stockte ihm. « Ach nein », dachte es sogleich traurig. « Wie könnte ich überhaupt fort? Wer sollte denn zu Hause sorgen? »

Da schlug eine Stimme an sein Ohr: « Dort die kleine verhaszte Frau sollte... » Weiter verstand es nicht, was der Schularzt zur Lehrerin sagte. Es wusste nur soviel, dass von ihm die Rede war. Christel hatte tolles Herzklopfen. Es klemmte den Griffel zwischen Daumen und Zeigefinger, und seine fiebrigen Augen verfolgten jede Bewegung der drei Menschen da vorn. Zum Arzt und zu der Lehrerin war noch die Fürsorgerin hinzugetreten, und alle drei berieten mit halblauter Stimme, indem sie hin und wieder einzelne Kinder mit Blicken streiften. Unvermittelt wurde Christel jetzt aufgefordert zu sagen, wann es das letztmal aus der Stadt hinauskam. « Ich war sechs », stotterte das Kind und klemmte seinen Griffel noch fester. « Ist kaum möglich bei unserer Sozialfürsorge », hörte es den Arzt leise sagen, indem er Christel durchdringend ansah. Christel wurde noch weisser, als es ohnehin schon war. Jetzt glaubte der Arzt noch, Christel lüge! Und doch stimmte alles, was es gesagt hatte. Die Tränen standen dem Kind zu vorderst, aber es wagte kein Wort mehr zu sagen. Die Fürsorgeschwester schaute ins Klassenbuch, wo die Namen der Kinder eingetragen waren, und sie notierte sich hierauf etwas in ein Büchlein, wobei ihre Augen abwechselnd Christel und die aufgeschlagene Klassenbuchseite überflogen. Plötzlich holte der Arzt seine Uhr hervor. « Entschuldigung », sagte er hastig zu den beiden Fräulein, « ich sollte schon in der Klinik sein. » Er lief hinaus, und vor dem Schulhaus ratterte im nächsten Augenblick schon der Motor seines Wagens.

Jetzt geriet Christel in atemlose Aufregung, besonders weil niemand mehr ein Wort von der Ferienreise sagte. Zum erstenmal seit langem träumte es in der folgenden Nacht nicht nur von Nähadeln und Schälkartoffeln, sondern von einem weiten herrlichen Land, wo es sich in der Sonne ausstreckte und eine Zeitlang gar nichts tun musste. Fränze, die Nachbarin in der Klasse, hatte verkündet, « ich weiss, wo wir hinkommen. An die *Ostsee*, an das ganz grosse Meer. Und da dürfen wir jeden Tag baden und Sandburgen bauen und alle Mittag Fisch essen. » « Fränze kann schon gehen », dachte Christel trübe, « sie muss nicht flicken und aufräumen ». Je stärker unser Kind hoffte, dass sein Name *doch* auf der Ferienliste stehe, desto mehr sagte es vor sich hin, « es ist nicht wahr, es ist nicht möglich ». Es träumte in den nächsten zehn Nächten nacheinander von einem Paradiesgarten, hinter dem das Meer rauschte. Es zog im Traum ein rotes Badkleid an und wollte durch den Garten ans Meer laufen, aber da stand die Mutter und sagte: « Was fällt dir ein? Sieh zum Essen. » Christel wurde in dieser aufregenden Zeit noch einmal erbärmlicher und hatte oft Augen wie eine alte, müde Frau. Aber ganz zuhinterst flimmerte es in diesen Augen. Wovon denn nur, was denkt Ihr?

Vierzehn Tage gingen so herum, ohne dass jemand etwas von der Ferienkolonie sagte. Das heisst, die Kinder selber sprachen natürlich von nichts anderem mehr. Aber die Lehrerin schwieg, und der Arzt mit der Schwester kam nicht wieder. Christel weinte oft nachts vor Enttäuschung, aber dann war es doch wieder fast froh, nicht auf der Liste zu stehen, wie es meinte. Es sagte sich, « wenn ich nicht auf der Liste stehe, ist es weniger schlimm, als wenn sie mich aufrufen und ich dann doch nicht gehen kann. »

Christel, denkt euch, Christel stand nun aber *wirklich* auf der Liste, und zwar ganz zu vorderst! Und nach drei Wochen, kurz vor den Sommerferien, kam der Doktor eigens ins Haus, um den Eltern zu sagen, was Christel schon vormittags durch die Lehrerin vernommen hatte. « Aber Christel, warum weinst du jetzt? » fragte er ganz bestürzt. « Freust du dich denn gar nicht? » « Ich kann doch, ... ich kann doch nicht gehen », stiess das Kind hervor, « wer soll denn zu Hause ...? » Und die Eltern standen daneben und erklärten, « nein, das Kind können wir nicht fortlassen ». Da war es, das Schreckliche, das Christel in soundsoviel Nächten schon voraus erlebt hatte!

Aber was geschah? Der Doktor sprach eine gute Weile mit Vater und Mutter. Da gab die Mutter nach, und der Vater nickte schwer: « Ja, wenn es so ist, dann freilich muss sie fort. » Der Doktor hatte gesagt, dass Christel schwindsüchtig werde, wenn man nicht rechtzeitig eingreife. « Was soll sie übrigens nach der Schule tun? » fragte er noch, bevor er ging. « Wir machen schon dies Jahr eine Eingabe an die Schulbehörde », sagte der Vater daraufhin, « sie soll schon nächsten Frühling entlassen werden, damit sie gleich in die Fabrik kann. » « Also ein Fabrikkind. Sind sie überhaupt sicher, dass sie Arbeit findet? » Der Arzt zog Christel das blasse Augenlid herunter. « Sehen wir erst einmal nach, was die Ferien an der See ausrichten. Ich meinerseits würde das Kind lieber nicht in der Fabrik wissen. » « Es verdient anderswo *noch* weniger », meinte die Mutter. Aber der Arzt wusste Rat. Und das wurde zu einer mächtigen Ueberraschung, grösser noch als die Ferienreise selber. « Ich könnte Christel in der Klinik brauchen. Aber vorher muss sie erstarken. »

Und Christel erstarkte! Zuvor konnte sie eine lange, wunderbare Reise von zwei Tagen erleben. Sie konnte sich nicht satt sehen an den Roggenfeldern

und am roten Mohn. Als aber das Meer nahte, da bekam unser glückseliges Kind so sehr Herzklopfen, dass ihm alles Reden verging.

Christel, Christelein, nun pack' dein mohnblumenrotes Badekleid aus. Wenn es auch schon Augusttage sind, so wird es doch warm, und du liegst an der Sonne und hast einmal gar nichts zu tun. Da werden wir zusehen, wie unsere Spitzmaus runder wird, wie die Haut sich bräunt und die Hände das aufgeregte Gehast lassen. Die Augen blicken frisch, klar und ruhiger. Und nun sieht das Leben für Christel ganz anders aus, so anders, dass man sicher den bitteren Winter im nassen Mietshaus besser erträgt. Im Frühling! — Christel freut sich, bei dem lieben Doktor anzutreten. *G. Egger.*

Dritter schweizerischer Lehrerbildungskurs

zur Einführung in die Alkoholfrage und in den antialkoholischen Unterricht.

(Schluss.)

Als Praktiker empfiehlt auch Herr Frey, den Antialkoholunterricht einzubeziehen in die erzieherische Gesamtaufgabe. Wo immer sich Gelegenheit bietet, den jungen Menschen anzuleiten, Herr seiner Triebe zu werden, die Gier in jeder Form zu bemeistern (Essgier, Sammelgier, Vergnügungssucht), soll dies auf dem Boden objektiver Betrachtung geschehen.

Die durch Alkoholismus verursachten Unfälle können besprochen und daraus die Folgerung der Abstinenz gezogen werden, speziell für jene, deren Berufsneigung nach dem Chauffeur, Pilot, Lokomotivführer hinzielt.

Dem Rechnungsunterricht fließen aus dem praktischen Leben ungesucht Beispiele zu, welche eindrucklich und nachdrücklich gegen den Alkoholkonsum predigen: « Was kostet ein Rausch », Ausgaben für Alkohol per Woche, per Monat, per Jahr. (Tabelle Veritas von H. Dubs.) Was könnte man für das im Alkohol schlecht verwendete Geld, an Gesundheit und Kultur fördernden Dingen erwerben. Eine reiche Literatur, aus welcher der Lehrer seine Vorbereitung schöpfen kann und Lesestoffe in Form längerer Schicksalsstücke für die Schulen, sind in der Sammlung Jungbrunnenhefte zu finden.

Aus den Realien verwerten wir im Naturkundeunterricht besonders dessen erzieherische Winke, kommen z. B. von den Hutpilzen und ihrer Lebensweise zu den Schimmelpilzen und Bazillen, welche die Nährwerte zerstören, aber die Gärung befördern.

Der Hauswirtschaftsunterricht hat die Aufgabe, zu zeigen, wie beim Kochen die Verwendung von Alkohol ausgeschaltet werden kann und wie die Nahrung so zubereitet wird, dass sie nicht Durst erregt, wie endlich alle Hauswirtschaft nicht nur dem Genuss und dem Behagen dienen soll, sondern um Heimat und Heimatgefühl zu geben, wodurch das Verlangen nach Zerstreuungsmitteln, wie Alkoholgenuss, eingeschränkt wird.

Der Referent bedauert, dass das neunte Schuljahr noch nicht überall Tatsache geworden ist, weil damit Raum und Gelegenheit geschaffen wäre für praktische Betätigung der jungen Gemeindeglieder bei Obstbaumzucht, Gemüsebau, Milchwirtschaft, Süssmosterei, Sterilisieren, Obstdörren u. a. Dieses Lernen durch Betätigung für das Wohi der Allgemeinheit würde den Neigungen des Pubertätsalters besser entsprechen, als passives Entgegennehmen theoretischer Belehrung.